

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 2

Artikel: Felix Spanners Brautfahrt
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633201>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 2 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

13. Januar

Winterabend.

Don A. Büchli.

Der Schnee liegt glatt und eiseshart,
Frostkrachend, über Weg und Feld.
Der Maulwurf drunter huscht und scharrt,
Das letzte Restlein warmer Welt.

Am weißen Berge lehnt der Tod,
Die Beinhand auf den Grat gestreckt.
Dahinter hat das Abendrot
Die frostigen Klammen angesteckt.

Ein Glöcklein läutet kurz und schrill
Ins Ende einem trüben Heut.
Das tönt wie Erz, das springen will,
Wie alles Lebens Grabgeläut.

Der Tod fährt auf, die Sense blinkt,
Sterngold krönt seine grauflige Pracht.
Kein Lüftchen haucht, kein Nebel sinkt,
Tief schauernd ächzt die weiße Nacht.

□ □ Felix Spanners Brautfahrt. □ □

Erzählung von Alfred Huggenberger.

2

Mittels einer zweckentsprechenden Bewegung seines Ellbogens gab mich mein Vater unverfehens der bewußten Daseinsfreude zurück. In einer gedämpften, aber nichts weniger als freundlichen Ansprache legte er mir nahe, es nehme sich nun allerdings in Anbetracht dessen, was dies Jahr bevorstehe, ganz vorzüglich aus, wenn ich am hellen Vormittag da an der offenen Straße mein Schläfchen halte, just zu einer Zeit, da nicht bloß sämtliche heiratsfähigen Mädchen des Dorfes, sondern auch die von den Höfen herab an mir vorbei in die Reben gingen. Er nahm eine gelbe Klettenblume von meinem Hut und hielt sie mir unter die Nase. „Diesen Maien hat dir vorhin die Kemmenhofochter aufgesetzt, und du hast dir nicht einmal die Mühe genommen, mit Schnarchen aufzuhören. Auf die Art bekommen die Leute dann schon den richtigen Begriff von einem angehenden Landwirt und Heiratskandidaten.“

Die in einiger Besorgnis herzugetretene Mutter suchte ihn zu beschwichtigen unter Hinweis auf meine immerhin aner kennenswerte nächtliche Arbeitsleistung. Diese letztere wurde vom Vater insoweit berücksichtigt, als er mir für den Vormittag eine besonders unterhaltfame Arbeit zuwies, nämlich das Auftragen der zwei oder drei Fuder Erde, die durch scharfe Regengüsse alljährlich von unserm kleinen Reiberg am Steighubel abgeschwemmt werden. Er wollte dabei den Vorteil nicht unterschätzt wissen, daß ich da während der halben Zeit bloß die leere Erdtanse zu tragen und also

reichlich Gelegenheit hätte, über eine gewisse Sache nachzudenken.

Ich machte mir ein besonderes Verdienst daraus, diesen wohlgemeinten Rat pflichtschuldig zu befolgen; ja ich leistete mir das Vergnügen, mich auch während des schweißtreibenden Aufstieges auf dem 227 Stufen zählenden Reibsteig jeweilen in tiefsinnigen Geburtstagsbetrachtungen zu ergehen. Daneben ärgerte ich mich weidlich über die Klettenblume von heute morgen und nahm mir vor, die Emilie Egger mir nun erst recht und ein für allemal aus dem Sinn zu schlagen.

Nach dem Mittagessen hatte ich wieder mit einem Schlafanfall zu kämpfen, was mein Vater so auslegte, als sei es mir nur darum zu tun, der vorgesehenen Auseinandersetzung auszuweichen.

„Das ist mir denn allenfalls so breit wie lang,“ meinte er in mürrischem Tone, „es gibt da weder Gebetteltes noch Angehaltenes. Aber, wenn du's bis nach der Kornerte nicht mit einer mir anständigen Person im reinen hast, so bekommt dein Schwager Ferdinand Hof und Regiment. Ein Einspänniger hat noch nie und zu keiner Zeit ein Heimwesen auf der Höhe gehalten.“

In meinem Halbschlummer hatte ich eben geträumt, ich sei mit einer Last Erde am Steighubel ins Rutschen geraten, während die Kemmenhofochter nebenan stand und sich über mein Pech lustig machte. Bei meinen unwillkür-

lichen Bestrebungen, mich an den Rebstecken zu beiden Seiten des Stapfenweges festzuhalten, war mein wunder Daumenfinger in unsanfter Weise mit der Tischkante in Berührung gekommen. Nun fiel in den stehenden Schmerz hinein ausgerechnet noch der Name meines lieben Schwagers Ferdinand, der, wie ich genau wußte, schon lange nach unserm schönen Hof schielte und mich fürs Leben gern beiseite geschoben hätte. Unbedenklich plakte ich mit der prahlerischen Erklärung heraus, es brauche da weder einen Heiri noch einen Ferdinand, ich wolle es heute noch geschrieben und gestempelt geben, daß mir ein Halbjahr viel zu lang sei, daß ich schon in spätestens fünf Wochen Eine am Bündel haben werde, und eineweg keine von den Ueberzähligen.

Der Vater sah mich etwas erstaunt von der Seite her an. „Gut gegangen ist besser als schlecht gelaufen,“ sagte er nachdrücklich; „das ist dann freilich nicht so gemeint, daß es die erste Beste von der Straße weg zu sein braucht.“ Er langte nach dem an einem Bindfaden an der Wand hängenden Griffel und malte damit fünf Striche vor mich auf die Schieferplatte des Tisches hin. „Diese fünf Striche bedeuten eine fünfstellige Zahl,“ belehrte er mich. „Du wirst wissen, daß du deiner Schwester einmal elftausend Franken da auf den Tisch hinzählen mußt. Was die Eine holt, soll die Andere bringen, wenn's den richtigen geraden Weg gehen muß.“

Wer nichts erheirat't und nichts ererbt,

Der bleibt ein armer Teufel bis er stirbt.“

Nachdem der Vater hinausgegangen war, drückte mir die Mutter mit Tränen in den Augen die Hand. „Du brauchst es allenfalls nicht so ganz wörtlich zu nehmen, das was er zuletzt gesagt hat; der Vater ist eineweg auch dann mit dir zufrieden, wenn es ein paar Rappen mehr als genau die elftausend Fränklein gibt . . .“

Spät nach Feierabend — ich dachte eben daran, mich in den ersehnten Ruheport zurückzuziehen — trat die Base Regine vom Saldenhöflein strahlenden Blickes in die Stube und wünschte mir mit vielen Worten zu meinem ehrerlebten Geburtstag, vor allem aber zu meinem überaus löblichen Vorhaben Glück und gutes Vollbringen. Sie war vor wenigen Wochen von ihrem dritten Manne geschieden worden, nachdem sie, wie böse Zungen behaupteten, ihren beiden früheren Ehegenossen den Abschied vom Erdenasein nicht unnötig erschwert hatte. „Der Ehestand ist der Himmel auf Erden, wenn der Mann recht ist,“ belehrte sie mich, wobei sie mit ihrem eindringlichen Gebärdenpiel so nahe an mein Gesicht heranrückte, daß ich mich unwillkürlich schrittweise bis in die Ofenecke vor ihr zurückzog. Hier vollendete sie das angefangene Werk an dem ihr hilflos ausgelieferten Opfer, indem sie die Unumstößlichkeit ihrer Behauptung durch wenigstens zwanzig einwandfreie Beispiele, nicht zuletzt durch das ihrige, erhärtete. „Wenn der Mann recht ist,“ so lautete das ständige Eröffnungs- und Nachwort ihrer Ausführungen, „wenn der Mann recht ist, so haben friedfertige Ehegatten jeden Tag und jede Stunde keinen andern Gedanken, als sich gegenseitig zu dienen und einander Handreichung zu tun, wie das übrigens schon in der Schrift zu lesen ist.“

Als die Base Regine sich glücklich außer Atem geredet

hatte, stand wie aus dem Boden gewachsen die Tante Judith aus dem Hinterdorf neben ihr und nahm nach ihrer weniger lauten, aber darum nicht minder nachdrücklichen Art den Faden da auf, wo ihn die andere aus Not hatte fallen lassen. Die Tante Judith war wegen ihres äußerst friedfertigen Charakters bekannt; sie durfte mit Recht behaupten, daß aus ihrem Hause noch nie ein Laut des Unfriedens oder gar des Zankes auf die Straße hinaus gedrungen sei. Es hieß im Dorfe, sie habe sogar ihren Mann im Flüster-ton dressiert, und zwar mit so gutem Erfolg, daß er ihr nie mehr auch nur mit einer Silbe zu widersprechen wage und ihr in allem wie ein Hündlein gehorche.

„Es hat mich in die Seele hinein gefreut,“ berichtete die Tante, indem sie sich auf einen Stuhl niederließ und die gefalteten Hände wie nach einem wohlverbrachten Werk auf den Schoß legte, „es hat mich zuinnerst in die Seele hinein gefreut, daß dich deine Eltern endlich meinem wohlüberdachten Rat gemäß auf die richtige Bahn gebracht haben. Eine tugendsame Frau ist gleichsam der gute Stern, der dem Manne auf dem trübseligen Lebensweg voranleuchtet. Sie allein ist der Schatz im Hause, den weder Rost noch Motten fressen, der verständige Ratgeber, der sich niemals irren kann, der allzeit weiß, was dem Oberhaupt der Familie frommt und zum Segen gereicht. Wohl dem Süngling, der die Unvollkommenheit seines Geschlechtes rechtseitig einzieht! Ein friedsameres Weib ist wie eine Blume, die nie verblüht, die ihm die Erde sozusagen zum Paradiesgärtlein macht; denn wie es so schön heißt — sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles und sie verträgt alles.“

„Wenn der Mann recht ist,“ ergänzte die Base Regine. Sie hatte sich mittlerweile von ihrer Atemnot erholt; ich kam nun erst recht in ein Kreuzfeuer von wohlgemeinten Winken und Ratschlägen, wie ich mein Vorhaben am besten ins Werk richten und auf wieviel hundert Kleinigkeiten ich „in allererster Linie“ zu achten hätte. „Alles, nur nicht auf Schönheit sehen!“ hieß Tante Judiths Leibspruch. „Wer auf Schönheit sieht, der ist gepußt und gestriegelt; denn mit der Schönheit muß das Weibervolk seine Fehler zudecken, dazu hat es die Gabe von Gott bekommen. Keine Schönheit, keine Fehler.“ Nach dieser Theorie mußte sie selber freilich ein Ausbund an Tugenden sein, denn Schönheit war gewiß nie ihre Stärke gewesen. Ihr Gesicht wies würdigerweise keinerlei Vertiefungen oder Erhöhungen auf, es war fast brettkartig flach. Die kleine rundliche Nase sah sich wie eine darauf hingeklebte ausgehöhlte Erdbeere an.

Die Base Regine war in bezug auf körperliche Vorzüge juist gegenteiliger Ansicht. Nach ihrer bestimmten Ueberzeugung mußte in einem schönen Leib notwendig und immer auch eine schöne Seele wohnen, was sie übrigens an sich selber ohne weiteres glaubte nachweisen zu können, war sie doch in jungen Tagen, wie sie nicht zu versichern müde wurde, weit und breit nur unter dem Namen „das schöne Mädchen“ bekannt gewesen.

Die auffallende Meinungsverschiedenheit führte zwischen den beiden einen kurzweiligen Zungenkrieg herbei, in dessen Verlauf die Base Regine immer lauter, die Tante Judith immer leiser wurde, so zwar, daß sie ihre Stimme zuletzt in ein fauchendes Flüstern übergehen ließ, um ja ihrerseits allfällig am Hause vorbeigehenden Leuten keinen Grund



J. Affeltranger: Weg im Winter.

zur Uergernis zu geben. Was mich betrifft, so wartete ich den Ausgang des Kampfes nicht ab, sondern nahm einen günstigen Augenblick wahr, mich seitwärts in die Büsche zu drücken.

Am Morgen beim Aufwachen war ich zuerst geneigt, die sämtlichen Erlebnisse des gestrigen Tages für einen Traum zu halten, der nun in der hellen Sonne hilflos zerfließen würde. Das brennende Zucken unter meinem Daumennagel half mir aber alsbald über diesen Irrtum hinweg. Wohl oder übel, meine Zeit war da, und ich hatte dem Vater das Wort gegeben. An ein Zögern oder Hinausschieben der Sache war schon mit Rücksicht auf den lieben Schwager Ferdinand nicht zu denken.

Während ich eine halbe Stunde später zum Futtermähen ausrückte, wälzte ich bereits ernsthafte Heiratspläne in meinem Gehirn umher. Merkwürdigerweise betraf ich mich dabei mehr als einmal auf dem Weg nach dem oberen Kemmenhose hinauf. Immer wieder legte ich mir im Geiste die Frage vor, was wohl der zugeknöpfte, etwas hoch-

fahrende Kemmenhofer bei meinem Eintritt in die Stube für ein Gesicht machen würde. Es nückte nichts, daß ich einmal ganz laut und ärgerlich zu mir selber sagte: „Ihr könnt mir gestohlen werden, ihr da oben, alle miteinander!“ Eine halbe Minute später sah mir die blonde Emilie schon wieder im Kopfe.

Vorübergehend kam auch die Karline Zimmerli an die Reihe, die mir in ihrer Neugierlichkeit nicht etwa zuwider war und bei der ich mich getrost auf ein „Ja“ hätte gefaßt machen dürfen. Ohne jegliches Unbehagen konnte ich an die mir unklar vorschwebenden, ganz neuartigen wechselseitigen Beziehungen denken, in die ein ernsthafter Schritt im Nachbarhause uns folgerichtig zu bringen geeignet war.

Dennoch wußte ich nach kurzem Hin- und Herraten, daß ich dort nie anklopfen würde. Erst vor drei oder vier Tagen hatte meine Mutter allen Ernstes geäußert, so faul zum Schaffen und dabei so aller nichtsnußigen Gedanken voll sei auf zehn Stunden weit kein Mädchen, wie die Zimmerli-Karline. (Fortsetzung folgt.)

Ein Brief zu den Kirchenbildern von Paul Zehnder.

Mitgeteilt von Jakob Bühler, Bern.

Sehr geehrter Herr Pfarrer!
„Ein Wunder müßte sich ereignen, wenn ich mich wieder

einmal an einen Pfarrer wende,“ so schloß ich, glaube ich, meinen letzten Brief an Sie vor etwa vier Jahren. Dieses